

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 6

Artikel: Gross wie ein Jugendtraum : Tagebuch von einer Vortragstournée um die Erde
Autor: Bircher, Ralph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gross wie ein Jugendtraum

Tagebuch von einer Vortragstourné um die Erde

Von Dr. Ralph Bircher

Wie verlockend scheint doch eine Vortragstourné im Lande der Känguruhs mit bezahlter Erdumfliegung! Dutzende von netten Bekannten wollen mitfliegen, als Sekretärinnen oder Gepäckträger.

Eines Tages wird das erste Blatt der zwei Meter langen Flugkarte geknipst. Jetzt entschwinden die Angehörigen auf der Flugplatzterrasse. Der Jet jagt himmelan und nach Bangkok davon. Geschwindigkeit an die tausend Stundenkilometer. Eigentlich müßte das zischen wie eine Mondrakete. Aber so ist es nicht. Ich sitze ruhig wie im TEE-Zug. In zehn Minuten ziehen die Alpen unter mir hinweg – Aegeri, Andermatt, Agno... Dann folgen zwanzig Stunden Reiselektüre hoch über Italien, Adria, Griechenland, Kykladen, Kleinasien, Persien, Pakistan, Indien, Bengalen, Burma und Siam. Zu sehen sind nur Dunst und Wolkenburgen und zuweilen etwas Land und Wasser. Das geht so schnell, daß wir fast in Vietnam gelandet wären, wenn der Pilot nicht so verdammt gut aufgepaßt hätte. Aber jetzt sind wir in Bangkok. Ich kneife mich in den Arm: Bangkok, stell dir vor!

Scheue Blicke, weiße Zähne

Mein Ich ist nicht nachgekommen. Der Beamte prüft meine Cholera- und die anderen Impfzeugnisse und schon übernimmt ein Thai-Jüngling das Gepäck. Er strahlt den verschlafenen Herrn so freundlich lachend an, daß dessen Ich eilends nachkommt und sein Es ungereimterweise den Ausspruch tut: «I'd like you to be my son!» – Ich möchte du wärst mein Sohn!

Die biologische Uhr ist auch zurückgeblieben. Wochenlang muß ich fortan damit rechnen, daß berechtigtes Schlafbedürfnis sich mit verstreuten Schlummerfetzen behilft und sich dafür mit Augenbrennen bedankt, daß absolute Morgengewißheit zum Aufstehen veranlaßt und dann ein Blick auf die Uhr verrät, daß es noch nicht einmal Mitternacht ist, oder daß ein Bleivorhang über das Denken sinkt,

wenn ich um die Mittagszeit jemandem eine vernünftige Auskunft erteilen will.

Am Morgen im Hotel Rajsubhamitra baumeln Kokosnüsse vor dem Fenster. Ich wandle durch Hotelhallen. Pagen springen herzu und reißen Flügeltüren auf. Labung an einem Hügel Ananas-Mocken, groß wie ein Jugendtraum. Schlendergang zur Altstadt. Sie ist malerischer und farbiger als Tetuan oder Marrakesch. Es gibt da auffallend viel beglückende Jugendschönheit, und auf allen Altersstufen eine Wohlbeschaffenheit, entstanden aus treuherzig nach außen gekehrter Innerlichkeit. Die Menschen sind hier so unglaublich ansprechbar, nein: anliebar. Ein scheuer Blick und schon leuchtet im andern feuchtschimmernder Blick und schneeiges Zähnegebleck zum Dank für das bißchen Anerkennung auf. Ich vergesse darob Hunger, Durst und Zeit. Herz und Augen schwelgen und der Magen versinkt in buddhistischer Bedürfnislosigkeit. Die Menschen sind hier so erstaunlich «umweltfühlig». Doch das gehört schon zu meinem Vortragsthema: Umweltfühligkeit ist Hauptkennzeichen positiver Gesundheit. Kurz, ich habe meine helle Freude an den Menschen und sie offenbar nicht weniger an mir.

Wo bin ich hingeraten? Keine Ahnung. Die Straßennamen in Thai-Schrift sind unleserlich. Jetzt bricht tropische Sintflut herein. Wildbäche rauschen durch die Gassen. Ich bin pflotschnaß. Kein Taxi kommt in Sicht. Aber ein klobiger Holzomnibus voll Thais pflügt durch die Flut. Ich springe auf das Trittbrett wie Tell auf die Tellsplatte, und klaube eine ½-Baht (= 9 Rp.)-Münze aus dem Portemonnaie. Ha, ein wütender Bremsdruck. Er wirft mich im Bogen in die dicht hockende Menschenmasse und ich werde zur unverhofften Volksbelustigung.

Über Vietnam

Um nach Hongkong zu kommen, muß das Flugzeug wohl einen großen Bogen um den Vietnamkrieg herum ma-

chen. Nein, es fliegt mittendurch und sogar besonders tief: nur 8 bis 9 Kilometer hoch. Ich sehe die Windungen des Mekong. Jetzt bin ich über Laos, jetzt über dem Ho-Chi-Minh-Pfad, jetzt geht es Da Nang zu. Ich warte auf Böllerblitze und Jagdflieger. Umsonst. So weit meine Erfahrung reicht, herrscht in Vietnam tiefster Friede. Es sei denn, ich habe etwas verpaßt. Denn eben dort servierte eine hübsche Thai-Stewardess, und nach dem Dessert-Törtchen war Vietnam vorbei...

Spätnachts ins Park-Hotel von Hongkong: Zimmer 1714 oder 1417. Unruhige Nacht. Noch im Morgendunkel triumphiert aus dem unabgeknipsten Radiokasten auf einmal die Olympiade-Fanfare aus Händels Wassermusik. Es folgt die 8. Symphonie von Beethoven. Ich bin in Hongkong. Bin ich in Hongkong?

Drüben auf der Berginsel Victoria blitzt ein Leuchtturm. Hinter einem Turmhaus guckt der Hinterteil eines weißen Ozeandampfers hervor. Kreuzer ankern. Ein einfahrendes Frachtschiff stößt ins Horn. Am Ufer unten schnauft, aus Rotchina kommend, ein Eisenbahnzug vorbei. Auf einem Hausdach, zehn Stockwerke weiter unten, treibt ein Chinese im Pyjama Morgengymnastik. Ich lege mich in die Badwanne und genieße weiter – die 8. von Beethoven.

Frühstück von Chinesen umdientert. Das da drüben sei ein Minister aus London. Rangers, Civil Servants, Officers nippen Orange Juice, trinken Coffee und essen Ham and Eggs. Aufmerksamster Service und gedämpfteste Manners. Später führt mich Lady N. in der Kolonie herum und dann in eine Yogaschule, wo ich 80 Damen, die im Yogasitz lauschen, meinen ersten «talk» gebe. Dann darf ich einem wißbegierigen Radiomann Red und Antwort stehen. «Als Schweizer», sage ich, «beeindruckt mich hier am meisten, daß ich das britische Prestige ungeschmälert wie eh und je antreffe im Bündnis mit einer bewundernswürdigen Entfaltung von chinesischem Genie, Fleiß und Unternehmungsgeist.

Den Mann interessiert besonders die «Positive Gesundheit», das Thema meiner Lectures. Er notiert eifrig, daß wir den erkrankten Menschen einen neuen «style of living» zu vermitteln suchen, um ihnen über die Beseitigung ihrer Beschwerden hinaus neue Fülle von Entfaltungs- und Widerstandskraft zu verschaffen, und daß wir ihnen einiges zutrauen, das man Patienten anderswo nicht zuzumuten wagt.

Selbigen Abends platzen die ersten von den 200 Maoisten-Bomben in Hongkong, die in drei Tagen gelegt werden, eine just vor dem Park Hotel. Die Bevölkerung läßt sich nicht stören und ich auch nicht. Mit Hilfe von Lady N. erstehe ich mir für meine Eheliebste einen fürstlichen Seidenbrokat für 17 Franken per Yard, der in Zürich nach Auskunft der Schneiderin nicht unter 100 Franken erhältlich wäre.

Singapore

Abends sitze ich nach dem «talk» auf dem Hügel der Schweizerkolonie und bespreche angesichts des Lichtermeers die großartige Leistung, welche die Chinesen hier in Freiheit vollbringen, hier ohne Lümmeleien: erfreuliche Sozialordnung und Wohlstand, aufgeschlossene, tüchtige Regierung und integre Verwaltung.

Anderntags tauche ich in der China Town unter. Sie gleicht einem Volksfest. Chinesen hängen täglich bunte Wäsche an Bambusstangen aus den Wohnungen schräg in die Gasse hinaus zum Trocknen. Darunter wimmelt lässige Geschäftigkeit. Ich bade in Äquatorwärme und schlängle mich zwischen Handkarren, Kleintaxis, Lastenbambusstangen, Vogelkäfigen und weiß nicht was hindurch, spreize die Beine über Monsungräben, worin Wolkenbrüche vergurgeln können, lausche chinesischen Gesängen lautissimo ab Grammo spendiert und speise paprizierte Gerichte. Dann entdecke ich eine Orchideenzüchterei, die meine Heimatstadt per Luft mit Blumenwundern versorgt. Die Jugend sieht außerordentlich gut aus: Sam-

methaut, Seidenhaar, firnblitzende Augen und Zähne, vorteilhafte Kleidung – aber lange nicht so «anliebar» wie in Bangkok.

Känguruh als Haustier

Der VC 10 Jet stößt in die Abendsonne. Es folgt Meer. Nacht. Wir sind über Sumatra. Es könnte ebensogut Somaliland sein. Während ich die Gabel mit italienischem Salat zum Munde führe, verkündet der Lautsprecher: Position über Christmas Island. Ich lese. Dann mag ich nicht mehr lesen. Dann nehme ich die Beinchen eines krähenden Mädchens – vierjährig oder so – über die Knie, damit es einschläft. Dann getraue ich mich nicht mehr, die Beinchen herunterzugeben, weil das Zetern wieder beginnen könnte, und behalte sie auf mir, während die VC 10 über Perth und die ganze Gürtelbreite des fünften Kontinentes pfeilt.

Tagesanbruch. Drei Gentlemen führen mich in den Presseraum des Flughafens von Sydney. Ich bin ungeschlafen und unrasiert. Kameras klicken, Reporter fragen. Sie fragen, was für Eisgipfel ich in der Schweiz bestiegen habe, welche Zelebritäten bei uns abstiegen, was mich herführe und weiß nicht was. Es folgen drei oder vier unvergeßliche Tage mit Fahrten kreuz und quer zwischen Pressekon-

ferenzen, Fernseh- und Radiostudios. Ich werde für die TV an- und wieder abgeschminkt und habe unentwegt Antworten zu geben – aus dem Stegreif auf unerwartetste Fragen.

Die Leute haben von den ungewöhnlichen Zumutungen an unsere Patienten gehört. Ob diese denn wirklich «must get up at six»? Ob sie um 6 Uhr aufstehen müssen. Ich mißverstehe und protestiere: «No sir, they mustn't get up sex». Dröhnendes Gelächter. TV-Erfolg. Aber mir wird es fast zu viel. Ich muß immer tiefer Atem holen. Der Bleivorhang will niedergehen. Materialprüfungsanstalt: meine Seinsfasern werden nach allen Seiten auf ihre Reißfestigkeit geprüft.

Nun kommt der «great event», der erste Vortrag im Trocadero-Festsaal: 2200 Menschen bis an die Wände. Knisternde Erwartung. Die Veranstalter haben ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Sie strahlen und reden von einem «roaring success», einem brausenden Erfolg. Der Generalkonsul meint, ich hätte Helvetien Ehre gemacht. Büchersignieren. Publikumsfragen ohne Ende, reizende und kluge, törichte und verschrobene. Auf alle gilt es anständige, sinnvolle, ermunternde Antworten zu finden. Das Début ist überstanden.

Nun kann ich mich den «amenities» oder Annehmlichkeiten meiner Suite

Thailänder Student.

Zeichnung Katharina Anderegg



Groß wie ein Jugendtraum

im Stadt-Motel Rushcutter's Bay hingeben: Fürstenbett, Empfangsraum, TV, Radio, Bad, Dusche, Eisschrank, Kleinküche, geheiztes Schwimmbad zwischen Blütensträuchern, Palmen und Philodendren und ein herrlicher Korb voll Tropenfrüchte auf dem Tisch.

Erster Vorstadtbummel. Nette viktorianische Villen mit blühenden Gärten. Was – was schaut, was hüpfert da zwischen Rosen und Rittersporn hervor: ein richtiges, ausgewachsenes Känguruh. Das gibt es hier also in der Stadt, nicht nur in der Wildnis! Als Haustier. Ich darf hineingehen und das Pet-Känguruh «Josy» mit Schokolade füttern. Ich tätschle «Josy», und sie setzt über den nächsten Azaleenstrauch. Ob ich auch weiß, was Känguruh heißt? Das heiße nichts anderes als «Excuse me, I cannot understand». So hätten die Eingeborenen den Matrosen geantwortet, als sie nach dem Namen des seltsamen Tieres fragten, und der Name «Kannitverstan» ist ihnen seither geblieben.

TABU

Für meinen Schulverstand lag Neuseeland neben Australien kaum anders als die Ufenau neben Rapperswil oder Sardinien neben Italien. Nun habe ich zuzulernen. In Wirklichkeit ist das hier tausendmal weiter als zur Ufenau und zehnmals weiter als nach Sardinien, und der Flug ist so weit wie von Kloten nach Damaskus. Unterwegs meldet der Lautsprecher 40 000 feet über Meer. Das sind rund 13 000 Meter. Man nehme den Himalaya, setze den Montblanc darauf und sich selbst darüber und man sitzt ebenso hoch wie ich jetzt. Erheben des Bewußtsein.

Eindrücke aus Auckland? – Der Veranstalter, ein im Pazifik bekannter Architekt und Yogamann, präpariert noch in seinem Glashaus über der Stadt für das abendliche Auftreten: Kopfstand, Tranceschlaf, Arm- und Beingebärden, Atemkünste, Zauberkünste. So gestärkt ziehe ich in den Kampf und bestehe die letzte «lecture» samt Fragensturm und

Buchsignieren. – Dann aber ist es mir wirklich genug! Drei Wochen Vorträge, Fragen, Interviews. In ein Schneckenhaus kriechen wäre jetzt das Schönste. Aber die Veranstalter sind so liebenswürdig. Sie sorgen für genug Sightseeing. Der nächste Tag ist durchgeplant, Stunde um Stunde, von früh bis Mitternacht: Flug nach Rotorua («das müssen sie unbedingt sehen!»), Cesna-Flugtanz im Sturmwind über Vulkankratern und -seen. Wandeln zwischen Geysiren. Besuch im Maori-Dorf. Ausschnauften in bläsendem Heißschwefelwasserteich. Schwefelbrausenmassage. Rundfahrt durch Wald und Wiesen. Bewirtung und Fragenbeantwortung bei Prominenz des Ortes. Heimflug. Großversammlung. Endlich allein! Um 23.30 Uhr steigt die Caravelle hoch.

Tahiti – rêve de gamin. Südseeparadies. Dafür hatte ich zwei Tage ausgespart. Blick auf die Flugkarte: das Herz stockt. Abflug morgen! Oh weh! Doch eben verteilt die Stewardess einen Prospekt der Air Line: zur Überfliegung der Datumsgrenze kann man auf Wunsch ein Stubenwanddokument bekommen, ein Leistungsbrevet sozusagen. Also doch zwei Tage! Ich hatte nur die Datumsgrenze vergessen.

In Papeete ist die Südseewelt wirklich wonnevoll, – sie zeigen gewiß viele braune Damen, mit Blumenketten behängt, aber keine Spur von Aufmerksamkeit oder Dienst. Hotel prächtig, Service jämmerlich. Ich frage auf dem «Syndicat d'initiative»: «Oh, c'est encore un des meilleurs. Nous n'y pouvons rien. C'est comme cela.»

Aber ich brauche ja jetzt keine Menschen. Mir genügt Träumberblick auf violette Meereswogen. Düftesaugen an Blütenbüschen, Wunschlosigkeit im Bambussitz.

«TABU» steht vor einer Baustelle. Glänzende Idee: statt «Eingang verboten!», «Ware nicht berühren!», «Passage interdit» – einfach: TABU. Das ist weltweit verständlich und ginge auch bei uns. Ein Flachmaler verlangt heute 7 bis 8 Franken pro Buch-

stabe für Tafelbeschriftung. – Die Ersparnis ginge in die Millionen!

Nicht wirklich

Einst dampfte man von Tahiti nach Los Angeles vier Wochen lang über den blauen Riesenwasserbuckel. Jetzt braucht der Jet 8½ Stunden. 8000 Kilometer Wasser, Wasser, Wasser. Eintönig? Keineswegs: herrliche Täler, schneeige Gebirgsketten und Kontinente (aus Wolken) und dazwischen etwas gewölbte Wasserfläche. Ich komme in Satellitenstimmung.

Jetzt gehen wir über hellen Straßen und dunkeln Häusergevierten nieder: Los Angeles. Wir durchstoßen die Smog-Decke: oben dunkelklar, unten angestrahelter Staub-Rauch. Vom International Hotel trete ich ins Freie, um den ersten Schnuppergang wie gewohnt in die neue Welt zu unternehmen. Das erweist sich hier als völlig undurchführbar. Immer leuchtet gleich eine Tafel auf: «Don't walk!» Ströme und Gegenströme von Straßenkreuzern und unabsehbare Parkplätze füllen die Welt zwischen den Hochhäusern. Es ist nichts zu wollen. Zurück ins Turmhauszimmer. Da gibt es TV, Radio und Telephon am Bett, am Clo und am Bad, und eine Riesen-Instruktionstafel zur Benützung der «facilities». Mit dem Finger in der Drehscheibe kann ich die ganze Welt erreichen, aber niemals zu Fuß. Doch wie? Das Studium der «instructions» ist riesig interessant. Aber mir gerät das meiste verkehrt. Ein andermal will ich das lernen. Ich bleibe ja nur eine Nacht.

Mexico-City. Als Jüngling fuhr ich einst in der Indio-Bahn-Klasse durch die Berge, die ich jetzt da unten sehe, saß auf Packen und Bündeln, sang die Cucaracha mit den Indios und versuchte sogar eine Marihuana-Zigarette, mußte das schöne Erlebnis aber mit Schädelrasieren wegen Verlausung büßen. Ich bekam Mexico-City so gern mit seinem alle Straßen und Plätze füllenden, liebenswert-treuerzigen Indiovolk in bunten Trachten. Dampfende Agavenwürmer, Limonadenbowlen, Losverkäufer, flie-

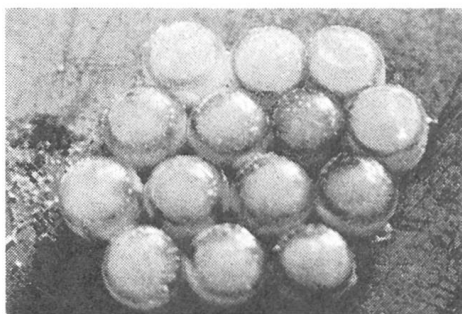
gende Händler, Bettler, Schuhputzer. Jetzt würde ich das alles wiedersehen!

Der Flug wird gegen Mexiko hin immer mystischer. Wolkengeister aller Größe verneigen sich fern und nah anbetend vor der Sonne und werden zuletzt von ihr auf den Scheitel geküßt und zuletzt vom Mond beglänzt, während unten Mexico-City wie Geschmeide in der Nacht glänzt.

Die Stadt, so sagt der Chauffeur, ist auf 7 Millionen angewachsen. Jedoch, sie trägt sich nur noch amerikanisch und die Indiewelt ist verschwunden. Traurig gehe ich durch die Avenida de Madero. Da sitzt ein Bolero, ein Schuhputzer. Ich setze mich auf den Stuhl und er übt seine Kunst wie einst mit Hingabe und Ritual. Die Vögel jauchzen, wenn der Lappen über die viermal gewichste Kappe gezogen wird. Der Mond erbleicht, wenn der Vollglanz erreicht ist. Plötzlich fragt der Mann: «Cree Vd en Dios, señor?» – Glaubt der Herr an Gott? «Como no!» beteure ich. «Pero cree Vd también en la Virgen de Guadalupe?» Ob ich auch an die Jungfrau von Guadalupe glaube? Die kenne ich wohl und habe sie seinerzeit in der Wallfahrtskirche bewundert. «Admirado? No...» Enttäuscht läßt er die Hand sinken. Dann, so meint er, glaube ich nicht wirklich an Gott.

Brunswick. Kleine Universitätsstadt Nähe Kanada in nordrussischer Landschaft. Ich komme nach 13 Stunden Nachtflug und dreimaligem Umsteigen im Flughafengebäude an. Meine Tochter, den Säugling im Arm und den Mann an der Seite, stehen auf der Treppe wie vor einem Landhaus. Der Schwiegersohn befaßt sich von Amts wegen mit der Rehabilitierung von Slum-Familien. Solche gibt es auch da im Norden: vielköpfige Familien in zugigen Holzhäuschen ohne Wasser und Clo, tief verschuldet. Occasionsauto vor dem Haus und TV-Antenne auf dem Dach.

Die Erdumfliegung geht wegen Bodennebels in Kloten im Hauptbahnhof Zürich per Schnellzug von Basel zu Ende und zuhause begräbt mich ein Matterhorn von Post. ■



KLEINE DINGE

Von Willy Gamper

Insekteneier ...

sind millimeterklein. Sie werden daher leicht übersehen. Unter der Lupe offenbaren viele von ihnen eine unerwartet reizvolle Gestaltung. Manche sind mit dekorativen Dornen, Bukkeln, feinen Rippen oder lebhaften Farbmustern ausgestattet, andere sitzen auf zierlichen Stielen oder bilden gar winzige runde Schwimmlöße. Trotz ihres zarten Aussehens sind sie überaus widerstandsfähig, vor allem gegen die Winterkälte.

Bald ist die Zeit da, wo aus ihnen neues Leben erwachen soll. Allerdings entlassen sie keine ausentwickelten Insektenjungen nach dem Vorbild des Muttertiers, sondern gar oft Wesen von völlig anderer Gestalt und Lebensweise. Jedermann kennt den komplizierten Entwicklungsweg eines Schmetterlings vom Ei über die Raupe zur Puppe und zum ausgewachsenen Insekt, dem Imago. Weniger bekannt ist die Tatsache, daß die Vorkehren für den geregelten Ablauf dieses Gestaltwandels bereits im Ei getroffen werden. Es handelt sich dabei sozusagen um die Anlage eines «Doppellebens».

Kurz nach Beginn der Zellteilung beginnt im Ei von einer Stelle aus ein Hormonstrom zu fließen, welcher be-

stimmte Zellgruppen für ihre Aufgabe im Larvenleben bereitmacht. Kurz darauf legt ein zweiter «Determinationsstrom» andere Zellkomplexe fest; sie sind für das künftige Puppen- und Erwachsenenstadium vorgesehen. Das entstehende Wesen trägt demnach schon in diesem embryonalen Stadium zwei Entwicklungspläne in sich: den Larvenplan und den Imago-plan.

Unter dem Einfluß von Hormonen wachsen die Larvenzellen rasch heran und ordnen sich zu den Organen des Raupenkörpers. Die Larve frißt, häutet sich, wird größer – nichts deutet auf bevorstehende Wandlungen hin. Während dieser ganzen Zeit schlummern, wiederum von Hormonen im Schach gehalten, die Imagozellen.

Ausgelöst durch einen biochemischen Befehl vollzieht sich dann plötzlich der Übergang zum Puppenstadium. Jetzt beginnen sich die seit langem angelegten Zellinseln der zweiten Entwicklungsetappe stürmisch auszudehnen und sich zu völlig neuen Organen auszuformen. Die notwendigen Aufbaustoffe beziehen sie aus den absterbenden Larvenzellen.

Die Aufeinanderfolge der einzelnen Entwicklungsschritte wird durch ein übergeordnetes Drüsenorgan im Kopf des Insektes kontrolliert. Wenn diese Kopfdrüsen ihre Hormonausschüttung einstellen, kann die Umwandlung zum fertigen Insekt erfolgen.

So also erwacht – wissenschaftlich betrachtet – die Natur.

Es ist nicht ein Aufschlagen der Augen, sondern vielmehr eine sinnreiche Abfolge biochemischer Vorgänge von kaum vorstellbarer Kompliziertheit und Präzision. Ob das Frühlingswunder durch die bewußte Betrachtungsweise entweicht wird? ... Der Leser möge selber entscheiden!

